

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährl. 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Vestelgeld vierteljährl. 42 Pfg., monatl. 14 Pfg.).

Redaktion: Tauscher Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 18608. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabenden).

Inserate kosten die 6gespaltene Beitzelle oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzvorschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Beilegen von Prospekten ist 3.50 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im voraus zu entrichten. Schluss der Annahme von Inseraten für die tägliche Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Aufnahme: Leipzig, Tauscher Str. 19/21, Hofgebäude. Telefon: 2721.

Tageskalender.

Die Leipziger Nationalen rücken durch öffentliche Erklärungen von ihrem Schilling Bunsel ab.

Die nationalliberale Presse nimmt die Abfägung Wasser-
manns als gegebene Tatsache hin.

Die französische Regierung macht gegen die Eisen-
bahnangestellten Truppen mobil.

Der Streik der nordenglischen Eisenbahner
ist beendet.

In Honduras ist eine Revolution ausgebrochen.

In Kalkutta wurden eine große Anzahl eingeborner
Ander wegen angeblicher revolutionärer Umtriebe verhaftet.

Oesterreichische Wirtschaftspolitik.

Leipzig, 22. Juli.

Das Elend Galiziens ist sprichwörtlich geworden. Von den drei Gebieten des ehemaligen polnischen Staates hat Galizien zwar die günstigsten politischen Bedingungen, dafür aber das größte Elend. Nur zum Teil sind die natürlichen Bedingungen daran schuld, insofern ein großer Teil des Landes gebirgig und unfruchtbar ist. Zum weit größeren Teile ist die Schuld auf geschichtlich-soziale Ursachen zurückzuführen. Schon zur Zeit der Republik Polens war das heutige Ostgalizien ein Land des Schreckens. Der Boden ist dort zwar fruchtbar, aber das Land liegt abseits von den großen Verkehrsstraßen und war im Mittelalter den verheerenden Raubzügen der Tataren ausgesetzt, die es entvölkerten. Später war es der Tummelplatz unablässiger Kämpfe: bald wurde es von den Türken überfallen, dann wieder durch die Kämpfe des polnischen Adels mit den Kosaken. Dazu kommt, daß die bäuerliche Bevölkerung hier ruthenisch ist und von dem polnischen Adel über alle Maßen ausgeplündert wurde; die Leibeigenschaft war hier härter, als in andern Gebieten. Nach der Teilung Polens wurde in den an Preußen gefallenen Gebieten die Willkür des Adels eingeschränkt; das Bauernleben wurde verboten, die „Regulierung“ der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse wurde eingeleitet. In Galizien dagegen blieb die Macht des Adels ungebrochen, der Bauer blieb der Willkür des Gutsherrn ausgesetzt und verlor immer mehr. Auch als endlich die Emanzipation der Bauern kam, schnitten sie sehr schlecht ab, schlechter als in Preußen und in russisch-Polen. Dazu kommt aber ein weiteres: die österreichische Regierung verfolgte kon-

sequent eine Wirtschaftspolitik, die darauf gerichtet war, Galizien zum „Hinterlande“ für die industriell entwickelten Provinzen der Monarchie zu machen. Zu diesem Zweck wurden bis in die sechziger Jahre der Entwicklung von Handel und Gewerbe Hemmnisse auferlegt. Der polnische Adel war in seinem bornierten Egoismus damit durchaus einverstanden und tat seinerseits alles, was er konnte, um die Städte niederzuhalten. Erst in den letzten zwanzig Jahren sind Bestrebungen zur Entwicklung der Industrie bemerkbar, das Bürgertum emanzipiert sich. Aber diese Tendenz zur „Industrialisierung Galiziens“ kann sich nur schwer durchsetzen: es gilt den Kampf gegen die erstarrte Industrie Böhmens und Niederösterreichs.

So entsteht eine schier verzweifelte Lage: die Landwirtschaft liegt danieder, weil die Bauernschaft, die jahrhundertlang bis auf aufs Blut ausgezogen und bei der Emanzipation in schlimmer Weise geprellt wurde, zu wenig Land besitzt, während für den Großbetrieb die Hauptbedingung der Entwicklung, ein Absatzgebiet für die Ackerbauprodukte, fehlt. Der Bauer wirtschaftet schlecht, weil er zu wenig Land besitzt, der Großgrundbesitzer wirtschaftet ebenso schlecht, weil er keine kapitalistische Produktion entfalten kann. Nach Russland ist der Absatz ausgeschlossen, nach Oesterreich und Preußen aber erschwert, weil die Verkehrswege fehlen. Zum Teil ist daran die natürliche Gestaltung der Wasserstraßen schuld. Die beiden Hauptflüsse, die Weichsel und der San, führen nach Norden und Osten, nach Russland; nach Westen und Süden fehlt die Verbindung, zumal da hier das Land durch die Höhenzüge der Karpathen und der Tatra abgesperrt ist, so daß auch der Eisenbahnbau zu kostspielig ist. Die einzige Möglichkeit, Ackerbauprodukte aus dem fruchtbaren Ostgalizien nach den Städten Oesterreichs zu schaffen, bietet die Eisenbahn, die das langgestreckte Land von Osten nach Westen durchzieht und erst in Oberberg Anschluß an das Eisenbahnnetz Böhmens und Niederösterreichs erreicht. Auf diese Weise wird aber die Frucht viel zu teuer. So konnte es kommen, daß in den beiden letzten Jahren, wo die Ernte in Ungarn verlagte und infolgedessen die Getreidepreise in Wien eine horrend Höhe erreichten, Ostgalizien, das reiche Ernte hatte, dennoch für die Versorgung Oesterreichs mit Getreide wenig in Betracht kam.

Aber auch für die industrielle Entwicklung ist die Herstellung von Verkehrsstraßen von ausschlaggebender Bedeutung. Die natürlichen Bedingungen für eine solche Entwicklung sind schon dadurch gegeben, daß das westliche Galizien reich an Mineralien ist. Die seit altersher bekannten Salzwerke von Wieliczka können unerschöpfliche Mengen des besten Steinsalzes liefern. Die Petroleumquellen von Borslaw können bei rationeller Wirtschaft ganz Oesterreich und Deutschland mit Petroleum versorgen und liefern überdies ein für die Industrie wertvolles Nebenprodukt, das Erdwachs. Auch Steinkohle und Eisenerze sind vorhanden. Schließlich bieten die Wälder der

Karpathen die beste Gelegenheit zur Entfaltung einer großen Holzindustrie. Doch abermals: der Absatz dieser Produkte nach Norden hin, nach Russland, wohin die natürlichen Verkehrsstraßen führen, ist wegen der Zollschranken und weil die benachbarten Gebiete russisch-Polens dieselben Produkte (außer Petroleum) liefern, so gut wie ausgeschlossen. Die Eröffnung des Verkehrs nach den übrigen Ländern Oesterreichs und nach Preußen ist daher unerläßliche Bedingung.

Die Schaffung solcher Verkehrswege zu Wasser ist nur technisch möglich. Es gilt, die Wasserscheide der Karpathen im Westen und Süden zu überwinden, um das Stromgebiet der Weichsel mit dem Stromgebiet der Donau und der Oder zu verbinden. Eingehende Studien haben erwiesen, daß unter Ausnützung der Talzüge der Bau von Kanälen sehr wohl möglich ist und auch keine unerschwinglichen Kosten verursachen würde. Der Bau solcher Wasserstraßen hätte aber für Galizien noch eine weitere Bedeutung. Er hat zur Voraussetzung die Regulierung der Gebirgsgewässer der Karpathen und der Hohen Tatra. Diese Gewässer sind bisher vollständig wild. Jahraus jahrein treten die Bäche und Flüsse aus ihren Ufern und richten furchtbare Verheerungen an. In keinem Gebirgsland Europas herrschen heute noch derartige Zustände, überall hat man die Gewässer gebändigt durch Uferbauten und Talsperren und so die Gefahren der Ueberschwemmung vermindert; für Galizien ist bisher so gut wie nichts geschehen. Der Kanalbau würde also zu diesen Arbeiten zwingen und schon dadurch für die armen Bergbewohner zum größten Segen werden. Ferner aber würden solche Flußregulierungen auch dazu führen, die Gebirgswässer der Industrie nutzbar zu machen. Heute sind die Wildbäche der Gebirge ein verheerendes Element, gebändigt wären sie eine Kraftquelle von unerschöpflichem Wert. In einer Zeit, wo man überall gelernt hat, die „weiße Kohle“ zu schätzen, wo die Ingenieure die kühnsten Projekte ausführen, wo z. B. die Zee, die Wasserfälle der Rhone zur Versorgung von Paris mit elektrischer Kraft auszunützen, ganz natürlich erscheint, ist es einleuchtend, welche Bedeutung diese Wasserbauarbeiten für das arme Galizien haben könnten.

Der Bau dieser Wasserstraßen ist nun bereits seit zehn Jahren durch ein österreichisches Gesetz beschlossen. Man hat die galizischen Bauern, die schnüchelig auf die Flußregulierungen warten, mit diesem Plane getröstet und für das ganze Land sollte eine neue Ära eintreten, wenn — wie es das Gesetz vorsieht — in diesem Jahre mit den Wasserbauarbeiten begonnen wird. Und jetzt, wo die Zeit gekommen ist, heißt es auf einmal, es ist kein Geld da! Der Grund ist sehr einleuchtend: man hat die niedlichen Panzerschiffe gebaut und Hunderte von Millionen für weitere Schiffe und Unterseeboote assigniert. Diese netten Dingerchen schwimmen zum Teil bereits auf dem Adria-tischen Meere und wer nach Triest oder Pola fährt, kann

Seuilleton.

Das Haus Michael Penn.

Ein Tiroler Roman von Rudolf Greinz.

Nachdruck verboten.

Siebentes Kapitel.

Zwischen dem Dom und der Pfarrkirche liegt ein uralter Friedhof. Schon längst begräbt man dort niemanden mehr. Durch ein höhes kunstvolles Gitter gelangt man nach der geweihten Stätte.

Eine ganze Bergangengeit liegt in diesem kleinen Fleck Erde. Viel Stolz und Macht, aber auch Elend und Not. Die Bestäule, die sich in der Mitte des einsamen Platzes erhebt, zeigt von Zeiten großer Drangsal. Unter den Arkaden, die den Friedhof umsäumen, sind zahlreiche alte Grabsteine in die Mauer eingelassen. Die Gedentkeine alter Patriziergeschlechter, die längst zu Staub zerfielen. Daneben mächtige marmorne Grabplatten ehemaliger Fürstbischöfe von Brixen.

In stereotyper Würde sind die Hierarchen aus dem Marmor gemeißelt. Alle in der gleichen Stellung. Unter dem Haupt das Sterbepolster mit den vier dicken Quasten. Auf dem Haupt die Mitra, in der rechten Hand den Krummstab, in der linken das Bibelbuch oder den Messel. Man kann nicht sagen, daß die Züge dieser geistlichen Machthaber sonderlich charakteristisch sind. Es ist ein und derselbe Typ. Starre, steinerne Würde. Nichts Lebensvolles und doch wiederum nichts Todes. Es liegt nicht die Majestät des Todes auf diesen steinernen Gesichtern, sondern vielmehr ein selbstbewußter Schlaf, eine gewisse versteinerte Vornehmheit und Erhabenheit. Da und dort hat die Verwitterung der Zeit diesen Gesichtern arg zugefügt. Sie sind abgeschliffen und glatt geworden, als wenn sich alle maranteneren Züge in den Stein ver-
trochen hätten.

Auch der Gedenkstein eines sehr weltlichen Herrn ist in einer Ecke dieses Friedhofs eingemauert. Der Minnesänger Oswald von Wolkenstein prangt auf ihm. Steinene Züge, die aus dem Schutt der Vergangenheit emporragen. Das Lebendigste und Unvergänglichste darunter ist der Wolkensteiner. Das andre Namen, von denen zu-
meist nur mehr die interne Geschichte des Bistums weiß, die nur mehr dem und jenem Chronisten und Forscher vertraut sind. Für die große Welt sind sie verfunken, wie all die Namenlosen, deren Gebeine einst in dem Frieden dieser Erde zur ewigen Ruhe gebettet wurden.

Der alte Friedhof wird wenig besucht, obwohl er in unmittelbarer Nähe des Domplatzes liegt. Ab und zu überquert ihn jemand, der einen Weg abkürzen will, gleichgültig, mechanisch.

So ziemlich verlassen ist auch ein altes Madonnenbild, das seine Heimstätte in einer Nische an der gegen den Friedhof gelegenen Außenmauer der Pfarrkirche hat. Ein Relief in schwarzlichem Marmor. Kein sonderliches Kunstwerk. Vielleicht eine fromme Stiftung aus der Vorväter Zeiten.

Ein knobiges Eisengitter mit dicken Stäben, die schon arg vom Rost angegriffen sind, ist als Schutz vor der Madonna angebracht. Unter dem Gitter steht ein kleiner Restuhl. Schon recht brüchig und morsch, von grauem, rissigem Holz. Selten, daß man einen verwesten Strauß am Gitter sieht. An hohen Frauentagen kann es wohl vorkommen, daß das einsam flackernde Lichtlein einer kleinen Votivkerze sich auf der schmalen Steinbrüstung vor dem Gitter zeigt.

Es ist tiefe Abenddämmerung. Auf dem Restuhl vor der marmornen Madonna kniet halb in sich versunken eine weibliche Gestalt. Agnes Angerer. Sie kommt zu dieser späten Stunde oft nach dem stillen Winkel, um zu beten. Um diese Stunde weiß sie sich allein und unbeachtet. Wenn es dunkel wird, dann scheuen die Leute den alten Gottesader, auf dem sich die Schatten der aufsteigenden Nacht gleich mit ihrer vollen Wucht lagern. Liegt er ja schon bei Tag im Schatten der mächtigen Mauern des

Domes und der Pfarrkirche. Ein larger Fleck, eingezwängt zwischen zwei steinerne Niesen.

Es wird viel früher dunkel auf dem Friedhof, als draußen am Domplatz. Und allmählich fällt dann immer sichtbarer und deutlicher ein schmaler Lichtstreifen durch die graue Dämmerung, der gerade die Bestäule streift und dann unter den Arkaden verzittert.

Es ist der Schimmer des ewigen Lichts in der Pfarrkirche, der aus einem der hohen gotischen Fenster kommt, das auf den Friedhof mündet. Der Lichtstrahl geht immer den gleichen Weg. Je tiefer die Nacht herabsinkt, desto mehr beginnt seine alleinige Herrschaft in diesem Orte des Schweigens. Nur der Mond macht ihm die Herrschaft manchmal streitig.

Agnes fühlte sich in diesem ewigen Frieden so sicher und geborgen. Ganz ruhig war sie. Oesters, wenn sie auf dem Bestemel vor der steinerne Madonna die Augen schloß, war es ihr, als ob sie selbst nicht mehr lebte, als ob sie auch auf einem der Steine träumen würde, schlafen in alle Ewigkeit. Sie freute sich auf diese stillen Abendstunden und fürchtete das Tagwerden, das Erwachen nach jeder Nacht.

Während des Tages mußte sie sich ihre Ruhe erkämpfen. Hier ward sie ihr von selber. Hier schien sie aus der Erde emporzusteigen wie eine Trösterin mit einem lieben Herzen, mit sanften umschlingenden Armen, mit zarten Händen, die über Stirn und Wangen strichen, die sich auf die Augen legten, mit einem Mund, der zu sprechen schien und doch nicht sprach — nur immer schwieg und lächelte, um den heiligen Frieden nicht zu stören.

Tapfer und ruhig ging Agnes unter Tag ihrer gewohnten Beschäftigung nach. Sie war gegen Mutter und Schwester unverändert freundlich. Nur vermied sie jede Aussprache mit ihnen. Das tiefe Weh, das sie erlitten hatte, war noch zu mächtig in ihr. Sie konnte sich noch nicht recht in ihre neue Lebenslage finden. Sie konnte es noch nicht recht erfassen, daß sie von nun an ihren Weg einsam durchs Leben gehen würde. Einsam und liebe-
leer wie ihre Schwester Mathilde.